

IABLIS

Jahrbuch für europäische Prozesse

Öffentlichkeit als Bühne

Kontaminationen

2. Jahrgang 2003

Manutius Verlag Heidelberg

mische Lebensfragen zum Prinzip erheben.

Dietrich Harth (Heidelberg)

Andreas Bähr: Der Richter im Ich. Die Semantik der Selbsttötung in der Aufklärung, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2002, 432 Seiten. – »Kein Geistlicher hat ihn begleitet.« Mit diesem Satz enden *Die Leiden des jungen Werther*. Goethe hat in diesen wenigen Worten eine Problematik konzentriert, die auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nichts von ihrer Brisanz verloren hatte. Immer noch wurden die Selbstmörder geächtet und von einem christlichen Begräbnis ausgeschlossen. Es ist nur dem Entgegenkommen des Amtmanns zu verdanken, dass Werther an der Stätte begraben wurde, die er sich erwählt hatte und dass ihm ein schimpfliches und unehrliches Begräbnis erspart blieb.

Diskutiert wird der Selbstmord im 18. Jahrhundert mit Vehemenz, und Goethes Roman hat einen nicht unerheblichen Teil zu der Heftigkeit der Diskussion beigetragen. Nicht nur die Theologie und die Philosophie nehmen sich des Themas an, sondern ebenso die Medizin und die Psychologie. Es geht um Reformen in der rechtlichen Bewertung eines Suizids, aber immer auch um die Frage: Warum nimmt sich jemand das Leben? Mag die Vorstellung, bei der Selbsttötung handle es sich um ein schweres, irreversibles Vergehen, ja um eine Todsünde, die ewige Ver-

der Selbsttötung markiert ist. Er untersucht mit Akribie die Selbstausagen von Menschen, die sich das Leben genommen haben. Es geht ihm darum zu klären, wie Menschen, die sich selbst als aufgeklärt verstanden, ihre Ausweglosigkeit und Verzweiflung, die notwendig zur Selbstentleerung führte, begründeten. Und seine Pointe ist, dass es nicht die Krankheit der Melancholie war, die zur Selbsttötung geführt hat und dass es sich auch nicht um den demonstrativen Akt einer kritischen Reaktion auf die Gesellschaft handelt, die den Selbstmördern ein glückliches Leben ebenso verweigert wie einen selbst gewählten und bestimmten Tod. Aus Bährs Analyse von Abschiedsbriefen und vergleichbaren Texten ergibt sich, dass die Selbsttötung aus einer Selbstverurteilung hervorging: Die Verfasser der Briefe waren sich einer unauslöschlichen Schuld bewusst, auf die sie moralisch angemessen durch die Selbsttötung reagieren wollten. In diesem Akt konnten sie, indem sie sich einer selbst geschaffenen Ordnung unterwarfen, ihre Würde erweisen und bewahren. Die konsequente Haltung der Selbstmörder, die ihr Handeln nicht als Mord, sondern als Tötung empfanden, lässt Einflüsse der Philosophie Immanuel Kants vermuten, auch wenn dieser das Recht zur Selbsttötung bestritten hat.

Interessanterweise spielt die Melancholie, die die Außenstehenden bei einer Selbsttötung als Erklärung ins

Spiel brachten, auch für diejenigen, die sich töteten, eine zentrale Rolle, allerdings nicht als Entschuldigungsgrund, sondern als Bedrohung, auf die reagiert werden musste. Die Betroffenen sahen sich der Gefahr einer »Krankheit zum Tode« ausgesetzt, von der Werther gesprochen hatte. »Eine moralisch notwendige Handlung war die Selbsttötung [...] allein angesichts eines moralischen Versagens, eines Versagens, das das erwachende Gewissen feststellte. Dieses Versagen wiederum manifestierte sich in der melancholischen hypochondrischen Krankheit. Selbsttötung war moralisch notwendig, weil sie die letzte Möglichkeit war, die krankhafte tödliche Zwangsläufigkeit des moralischen Verfalls zu unterbrechen.« (392)

Der Leser empfindet Beklemmung angesichts der von Bähr ausgebreiteten und analysierten Texte, in denen der verzweifelte Versuch von Menschen dokumentiert ist, »trotz allem« Würde zu wahren. Und er wird darüber belehrt, dass sich der aufklärerische Diskurs über den Selbstmord keineswegs in den Alternativen der Verurteilung oder der Apologie erschöpft hat.

Ulrich Kronauer (Heidelberg)

Hans-Ulrich Wehler: Nationalismus: Geschichte – Formen – Folgen. München (Beck) 2001, 122 Seiten. – Nationalismus ist zu einem Modewort geworden, ohne dass es begrifflich klar abgegrenzt wird. HANS-ULRICH WEHLER, emeritierter Professor für

Allgemeine Geschichte der Universalität Bielefeld, hat in einem Buch den Nationalismus als Ideensystem erkundet, dessen Geschichte, Formen und Folgen er prägnant darstellt.

Der Nationalismus dient nicht nur der Entwicklung, Mobilisierung und der Eingliederung in eine größere Solidargemeinschaft, sondern ist zugleich ein Legitimationsinstrument moderner politischer Herrschaft. Die Nation ist das »oberste Legitimationsprinzip« (Rainer Lepsius). Unter Berufung auf die Geschichte, das Naturrecht, die »Vorsehung« eines nationalen Schicksals sowie Traditionen wird die Nation selbst zum Legitimationsspendender ihrer eigenen Existenz.

In der Geschichte der Menschheit hat es natürlich immer schon Loyalitätsbindungen gegeben, die die Menschen an Herrschafts- und Solidarverbände (ob Familienclassen, Stämme, die antike Polis, Adelhäuser, Stadtgemeinschaften usw.) gebunden haben. Neben diesen gab es gleichfalls immer schon regionale sowie religiöse Loyalitäts- und Zugehörigkeitsgefühle, die man geradezu als anthropologische Konstante ansehen kann. Solche Gefühle dienen nicht nur als Schutz und als solidarische Hilfe, sondern zudem der Stärkung des Identitätsgefühls und Selbstbewusstseins des Einzelnen, die durchaus mit dem Ansehen durch die Gemeinschaft und der Geltung in ihr verbunden waren und heute noch sind. Gleichzeitig kann aber diese identitätsbildende

Wirkung zur Konstruktion einer nationalen Vergangenheit genutzt werden, die ein neues Weltbild produziert und in Form eines Nationalismus eine Übersteigerung erfährt.

Inbesondere in den letzten zwei Jahrzehnten hat die wissenschaftliche Nationalismusforschung große Resonanz gefunden und die kritische Distanz zugenommen. Aus dieser Entwicklung ergibt sich, dass der Nationalstaat als homogene Nation zum Kardinalproblem des Nationalismus wird, der u.a. Faschismus, Nationalsozialismus, Sprachentwicklung, politische Religionen, ethnische Konflikte, Protektionismus, Minderheitenfragen sowie Migrationen als auch Genozid und Krieg als Phänomene hervorgebracht hat.

Die ältere Nationalismusforschung teilte vier weithin für verbindlich gehaltene Prämissen: Erstens, dass die Nation die quasi-natürliche Einheit in der europäischen Geschichte war und als ein divinatorischer Schöpfungsakt vorausgesetzt, wenngleich nie präzise untersucht wurde. Dies erklärt, warum Angehörige gegenwärtiger Nationalstaaten immer noch in ihrem kollektiven Gedächtnis der Vorstellung nachhinken, dass die Nation seit archaischen Urzeiten existiere und bestenfalls einmal temporär verdeckt war. Zweitens, dass jede Nation das Recht auf eigene Staatlichkeit besitze, die neue Nationen sich erkämpfen durften und alte zurückerobern konnten, wenn der Status der Staatlichkeit

zeitweise verloren ging. Drittens, die Nation galt als Schöpfer eigener Ideen- und Wertsysteme, um den Fortbestand der Existenz zu rechtfertigen, ihre Vergangenheit zu deuten sowie ihre Zukunft zu entwerfen. Und vierthens, die sprachliche wie politische »Basis« der Nation war das Fundament eines Nationalismus als ideeller »Überbau«.

Die neuere Nationalismusforschung hingegen definiert sich zwar ebenso aus vier Prämissen, diese stehen aber in deutlichem Kontrast zu ihrer Vorgängerschule: Erstens, basiert sie erkenntnistheoretisch auf dem Konstruktivismus. An die Stelle des angenommenen Essentialismus historischer Phänomene treten die Konstrukte des menschlichen Geistes. Zweitens, rekurriert die neue Lesart auf die »linguistische Wende«, also auf den Primat der Sprache und der Ideen, die zunächst im Falle der Nation nur als utopisch-konzeptionelle »gedachte Ordnung« bestehen. Sie beruft sich dabei auf die »imaginierte Gemeinschaft« (Benedict Anderson) als die »gedachte Nation« im Kopf eines jeden einzelnen. Drittens, bezweifelt sie die Natürlichkeit des Nationalismus und der Nation und hinterfragt die Bedeutung des Nationalismus, sowohl als »identitätsstiftendes Element« für den Einzelnen als auch als »ideeller Überbau« für die »gedachte Ordnung«. Und schließlich versucht sie das Glaubensgebäude des Nationalismus als ein umfassendes »Weltbild« (Max Weber) oder als eine »gedankliche

Vision« (Pierre Bourdieu) zur Verortung der modernen Welt infrage zu stellen, indem sie seine temporären Aggregatzustände nachzeichnet und nachweist, dass auch der reife Nationalismus in ausgebildeten Nationalstaaten sich ständig einem Wandel unterzieht und nicht die »perfekte, ewige Ordnung« darstellt. Vielmehr geht der Nationalismus wechselnde Allianzen und Koalitionen mit religiösen Konfessionen, Traditionen, Denkschulen, historischen Regionen, Bevölkerungsgruppen oder sozialen Bewegungen ein, die ihm immer wieder neue Nahrung zuführen und seine Langlebigkeit mitbegründen.

Für Wehler entsteht Nationalismus als Antwort auf Strukturkrisen, die aus einer kritischen Phase »fundamentaler Verunsicherung« des »Regelvertrauens« hervorgehen. Die zugespitzte Legitimationskrise führt zur Revolution, die als Konsequenz die Veränderung der alten Ordnung und Erosion des Institutionengefüges nach sich zieht. Allerdings führt der Kampf um politische Autonomie, der sich oftmals gegen faktische oder befürchtete Fremdherrschaft richtet, auch zu Auseinandersetzungen unterhalb von Revolutionen, die die bestehenden Machtstrukturen und Institutionen unter Rechtfertigungsdruck bringen. Es handelt sich dabei um Gesellschaftstransformationen in Form von durch Modernisierungskrisen entstandenen Nationalismus. Die Legitimationskrisen werden oftmals

durch religiöse Konflikte verschärft, die die neuen Kräfte zu ihrem Erfolg zu nutzen versuchen und die die Ablösung bestehender Weltbilder zum Ziel haben. Dies ist Teil des Charakters des Nationalismus, denn sein Ziel ist die Schaffung einer neuen Ordnung und Legitimationsbasis für das Gemeinwesen, wozu er seine mobilisierenden und integrierenden Fähigkeiten nutzt. Insofern kann man mit Wehler den Nationalismus auch »als ingenieure soziale Erfindung verstehen«.

Zugleich geht mit dem Nationalismus immer schon eine Gefahr einher, die sich aus der Ambivalenz seines Erfolges ergibt. Er besitzt mobilisierende sowie integrierende Wirkung, die sich historisch als politisch gefährlich und in Konfliktsituationen als destabilisierend erwies. Er eignet sich als Syndrom des Glaubens an die eigene nationale Einzigartigkeit und Sakralisierung der nationalen politischen Ziele. Die neuere Nationalismusforschung geht daher davon aus, dass die Nation ein vom Nationalismus konzipiertes Produkt darstellt. Dabei gelang das Kunststück, die Illusion von geschichtlicher und traditioneller Kontinuität aufzubauen und so eine homogene, seit der Urzeit tief verwurzelte Volksgemeinschaft entstehen zu lassen, die die ethnische Andersartigkeit von Bevölkerungsteilen glättete und die »historische Mission« der Nation in den Mittelpunkt stellte. Aus letzterer leitet sich dann auch der primäre Fokus des Natio-

nalstaats auf »nationale Interessen« ab. Die Ausblendung und Transformation »unpassender Traditionen« erlaubte die Entstehung einer »passenden Vergangenheit«, die durch die Form von Krisen und Kriegen Blutopfer der neuen »traditionsgeheiligten Verbände« rechtfertigte und geradezu zur erfolgreichen nationalen Identitätsausbildung verlangte. Die Opfer dienten zur Stärkung der Glaubwürdigkeit, sie waren Märtyrer für die mit Blutzoll neu eingeschworene Volksgemeinschaft. Der souveräne Nationalstaat war somit durch den Nationalismus integriert und legitimiert worden.

Weiterhin ist die dem Nationalismus zugrunde liegende Leitidee der homogenen Nation eines der großen Probleme, und neben der politischen Exklusion von nationalen Minderheiten auch Triebfeder des politischen Antisemitismus. Zur seiner Attraktivität gehört hingegen der durch ihn erfolgreich geschaffene Nationalstaat, der den Bürgern die Moderne sichern sollte und im Einklang mit dem Weltbild der Zeit war, obwohl die dem Nationalstaat zugebilligten Errungenschaften *de facto* nichts mit seiner Verfassungsform zu tun haben. Die Industrielle Revolution, die schnelle Industrialisierung und Wohlstandssteigerung, die nicht gekannte politische Teilhabe und die Gewährung von Rechtssicherheit wurden als seine Erfolge verbucht. Der moderne Verfassungs-

Rechtsstaat ist gleichsam im kollektiven Gedächtnis als Produkt des Nationalstaats verankert, obwohl dieser in den meisten Ländern Europas älter als der Nationalstaat ist und vielmehr ein Resultat des Konstitutionalismus und des Parlamentarismus. Zuguterletzt wurde ihm noch der Sozialstaat zugemessen, der sich durch die moderne Daseinsvorsorge, durch sein soziales Netz, aber auch durch Gewerkschaften und Tarifpolitik auszeichnet. Die innere Staatsbildung der Nation mit Verwaltungs-, Finanz- und Militärbürokratie resultierte zumindest in Europa in einem stabilen Gerüst von Institutionen, die zur Akzeptanz der Nationbildung führten, lange bevor der Nationalismus die Gesellschaft und Staatsorganisation transformieren konnte. Wehler erscheint es plausibel, dass dieser Vorgang der äußeren und inneren Staatsbildung sich als die entscheidende Voraussetzung für den Erfolg des Nationalismus herausstellte; hingegen in Ländern, die diese innere und äußere Staatsbildung nicht erfolgreich bewerkstelligten, zu einer verhängnisvollen Dauerlabilität führte.

Als schwerwiegendstes Problem hat sich mittlerweile das zum Konzept des Nationalismus gehörende »Selbstbestimmungsrecht der Völker« herausgestellt. Dieses Prinzip, das zur politischen Antriebskraft und Psychomotorik des Einigungs-, des Sezessions- und des Transfederalismus gezählt wird, hat desaströse Folgen gezeitigt, die

dringend einer Eingrenzung bedürfen. Wehler spricht sich für eine Schwelle aus, unterhalb derer beliebig kleine Völkerschaften nicht automatisch ihren souveränen Nationalstaat als verbrieftes Selbstbestimmungsrecht zugebilligt bekommen dürfen, und benennt den Balkan, das Baskenland und die Kaukasusregion sowie Staaten in Afrika als potentielle Versorgungsfälle, wenn man ihnen, die weder politisch noch ökonomisch überlebensfähig seien, Autonomie zugestehen wolle. Er schlussfolgert, dass die uneingeschränkte Garantie aller Grundrechte sowie die regionale und kulturelle Autonomie nicht an das einstige Ideal des souveränen Nationalstaats gebunden sei, wie dies früher vom Selbstbestimmungsrechts der Völker beansprucht wurde. Hier böten sich heutzutage erfolgreichere föderalistische Lösungen an.

Der Nationalismus sei daher mit seinem Nationalstaat auf mehreren »regionalen Experimentierfeldern« fatal gescheitert. Das Ziel der homogenen Nation erwies sich schon in den europäischen Mutterländern des Nationalstaats als schwierig, wie man unschwer an Großbritannien oder Spanien ablesen kann. Die Übertragung dieses Konzepts auf Ost- und Südosteuropa löste erhebliche Probleme aus, die sich in multiethnischen Gebilden wie Russland täglich manifestieren. Wobei, so Wehler, die »ethnische Säuberung« nur »die gnadenlos konsequente Realisierung des verklärten Homo-

genitätszieles« war und ist. Analog lässt sich dies auch in anderen Teilen der Welt beobachten: Auf »multietnische, polyzentrische Verbände ohne gefestigte Staatstraditionen« scheint der Nationalismus mit seiner Nationalstaatsidee schlichtweg nicht übertragbar. Düstler ist Wehlers Prognose, dass überall dort, wo er im Namen des Westens dennoch transferiert wird, »mörderische Massaker, engstirniger Rückzug auf einen Partikularnationalismus, erbitterter Widerstand gegen die befürchtete Vergewaltigung durch die neue Zentralgewalt die offenbar unvermeidbare Folge« seien.

Das Buch ist ein Parforceritt durch die Geschichte des Nationalismus. Es ist kenntnisreich, benennt Details nur wo notwendig, ohne allerdings wichtige Aspekte zu unterschlagen. Stilistisch brillant geschrieben gibt es ein pointiertes Urteil über den Nationalismus und seine Zukunft ab, und kann uneingeschränkt empfohlen werden.

Ulrich Arnswald (Darmstadt)

Wolfgang Schluchter (Hg.): *Fundamentalismus, Terrorismus, Krieg*, Weilerswist (Velbrück) 2003, 155 Seiten. – Der 11. September 2001 hat auch auf dem Buchmarkt seine unübersehbaren Spuren hinterlassen. Prominente und weniger prominente Experten aller kulturwissenschaftlichen Fakultäten warteten, kaum waren die Twin Towers eingestürzt, mit ihren Erklärungen auf für ein Er-

eignis, das sich in dieser Dimension wohl nur die wenigsten hatten vorstellen können, bevor es tatsächlich eintrat.

Neben den endlosen Reihen marktschreierisch vorgebrachter Thesen und Theoreme vom »Kampf der Kulturen«, vom »heiligen Krieg« oder der »Entscheidungsschlacht zwischen Gut und Böse« wirkt das vorliegende schmale Büchlein, zumindest auf den ersten Blick, eher bescheiden. Es will, nach dem Vorwort des Herausgebers, keine »Analysen über Entstehung, Ablauf und Folgen des schrecklichen Ereignisses« liefern, sondern lediglich »reagieren, und sei es nur mittels Reflexion über das Geschehen« (7). So wurde vom Heidelberger Institut für Soziologie in Zusammenarbeit mit dem Institut für Politikwissenschaften und dem Deutsch-Amerikanischen Institut eine Vortragsreihe initiiert, die im Wintersemester 2001/02 in den Räumen des Deutschen Amerikanischen Instituts Heidelberg stattfand. Der Band versammelt die fünf in diesem Rahmen gehaltenen Vorträge, ergänzt um einen späteren des Berliner Ethnologen Georg Elwert.

Die Beiträge beleuchten das Problem des religiös motivierten Terrorismus aus den Perspektiven der Soziologie, Politikologie, Ethnologie und Islamwissenschaft. Dabei gelangen sie zwar im Detail zu unterschiedlichen, teilweise einander widersprechenden Schlussfolgerungen und Prognosen (etwa was die »Demokra-

tisierbarkeit« islamischer Gesellschaften angeht), allen gemeinsam ist jedoch die Perspektive des westlichen Rationalismus beim Blick auf den Islam sowohl in seiner militäntanten als auch den mehr alltäglichen Erscheinungsformen. Und gerade hierin zeigt der Band eher das Dilemma des west-östlichen Konfliktes als dass er Ansätze zu seiner Überwindung aufscheinen ließe. Denn hinter den überlegenen, kühl und distanziert geführten Diskursen spürt man die Hilf- und Ratlosigkeit derer, die auf den Buchstaben angewiesen sind, angesichts einer Tat, die alles Reden und Schreiben von vornherein entkräftet. Der Herausgeber hat vielleicht mehr recht als er selbst ahnt, wenn er das Buch als Versuch der »Reaktion« und nicht als »Analyse« bezeichnet: Zwar spricht es über die anderen, jene, die Anschläge verübten, sie billigten, darüber in Jubel ausbrachen oder auch nur mit der Faust in der Tasche ihre grimmige Genugtuung zum Ausdruck brachten, doch in der Art wie es das tut, sagt es etwas über uns selbst aus, über unsere spezifisch westliche Art mit solch monströsen Taten umzugehen. – Bereits ein Jahr nach dem 11. September 2001 war »Ground Zero« nichts weiter als eine große Baustelle im Herzen Manhattans. Den Gedanken, dass diese Art der Behandlung existenzieller Krisen ein Teil des Problems sein könnte, der unter dem Schlagwort des »Clash of Civilisations« eher schlecht als recht zusammengefasst wird, be-

handelt keiner der Autoren. Der Vortrag des Kriminalsoziologen PETER WALDMANN bildet zweifellos den Kern der ganzen Reihe. Er befasst sich mit dem »terroristische[n] Kalkül und seine[n] Erfolgsaussichten« (87). Ausgehend von der Definition des Terrorangriffs als eines in erster Hinsicht der Verbreitung einer Botschaft dienenden Aktes, der Tod und Zerstörung nur als Mittel zur Erzeugung von »Unsicherheit und Schrecken« (88) auf der einen Seite und »Sympathie und Unterstützungsbereitschaft« (ebd.) auf der anderen benutze, untersucht er die Besonderheiten des 11. September und stellt das Ereignis in die lange Reihe politisch motivierter Schreckensstaten seit der Zeit, da das Wort »Terror« in den Wirren der französischen Revolution für diese Art der Gewalt geprägt wurde. Sein Fazit: Selbst die hohe Zahl der Opfer und das Fehlen eines Bekennerschriftens in Rechnung gestellt, folgt der Anschlag unübersehbar dem terroristischen Kalkül und stellt somit keinen kriegertischen Akt dar, auf den ein »Krieg gegen den Terror« die adäquate Antwort wäre. Vielmehr verfrage sich dieser in der Falle des terroristischen Kalküls, indem er die Angreifer als Angegriffene darstelle und so die Sympathiewerbung erleichtere. Wenn man, wie Waldmann, die Untersuchung auf die Tat beschränkt und sie auf ihre politisch-ideologische Funktion reduziert, lässt sie sich noch am ehesten begreifen (und